

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Allerhand Ferien.

Eine Parodie.
Buben.

Der Frühl ist heuer wieder aus'ruscht mit der Ferienkolonie. Freilich er ist nur das einzige Kind, und andere Mütter haben vier, fünf, sechs. Da wird ihm wohl immer der Schnabel lauber bleiben. So bleibt er halt in der Stadt; Straße, Anlage, Freibad, Narauen, das ist auch nicht zu wider, und eigentlich — wenn der Frühl die Sache so recht überlegt — eigentlich ist ihm das „Sommerfrischen“ auf eigene Faust lieber als sonstwie. Da ist keiner, der anschafft oder verbietet, man sucht sich seine Speise selber und ein Landschaftsenthusiast ist der Frühl nicht, für einen Bosen Abschießer ident er den ganzen Sturzberger See her und für die Kollpette vom Graminger Karf, die so herrlich fest durch Markt und Wein triffert, über sechs Höfe weg — da gab der Frühl die Alpen samt allen Wasserfällen, Almen und Sonnenaufgängen her.

So hat das magere, lehnige Bürklein, von der Harnenne schwarzbraun gebrannt, hinten auf dem Trittbrett des Eismagens, läßt die Füße baumeln und fuhelt genießerisch an einem nicht mehr ganz lauberen Fischboden, den er sich bei der Wirtin hat. „Zum karten Ritzer“ unter dem Wagen herausgehangelt hat. Bei der Wirtin badebrüde sprang er ab und schlief sich zum Freibad hinüber. An der Scharenwiese warten schon seine Getreuen; der Maxl und der Kade hocken mit unterlagerten Beinen im Gras und wischen sich absichtlich mit vielen „Sugals“ und „Wells“ und „Abra'adabra“ an, denn die Zughörigkeit zum Stamme der Commanschen verpflichtet. Dann aber — als sie den Frühl sehen, schlägt ihre wildweckliche Rede ins Münchensollische um: „Serous Frühl! Ja, da Frühl! Da ach hera, Frühl!“ Der Frühl geht „hera“.

Er erinnert den „großen Bruder Uderieder“, den Säulilina der Hellenberge, mit sehr heftigen Worten daran, daß er versprochen habe, ihm, dem Frühl, gegen Hingabe einer Stange Harnenader den „Hundstapperer“ beizubringen. ... Im Freibad, auf „Meier swang'se“, dem Platz, wo die Großen des Wasserports verammelt sind, schlüßelt's und pritschelt's, und der Frühl schlägt mit Armen und Beinen um sich und lernt den „Hundstapperer“, den Elementarwumm der Mündner Poststadt. Dann lassen sich die Buben eine Waise von der Sonne schmoren und braten, um dann aus neue mit allerhand Wasserfällen den Badewärter auf die Beine zu bringen.

Auf der Scharenwiese wird hernach ein heftiger Fußballmatch mit einem zusammengeballten Badeschlammkugel als Ball ausgetragen; dann leut sich der Frühl unter eine Weibe, schließt die Hände unter den Kopf und lauzelt ins Blaue hinein. Nachmittags da will er mit der Frau Riegler ins Holz nach Kaufhorn, und wenn der Frühl da fest anheißt, kann kriest er ein Markt, und das tut er nicht wie brave Kinder in die Sparte, sondern da lauzt er vielsicht dem Graminger keine Kollpette ab, die man über sechs Höfe hört, oder vielsicht nimmt er ein Lotterielos und gewinnt den Haupttreffer, oder er kauft fünfmal bei der Schiffshaus am Gleisweg Vera oder er wart es sich zusammen für eine Reise nach Amerika, zu einem Transperanus oder er kauft sich einen Nachschlüssel voll Dimergeiraxenes oder einen Kitz zum Mannschaden oder er fährt damit einmal mit einem Auto ins Gebirg.

Frühl! Frühl! Schon rufen die Kameraden wieder von den Auen herüber und locken auf den Kriesesplod. ... Und der blaue Sommerhimmel strahlt über ein unendlich weites, forbiaes Bubenland, und über den Auen funkelt die Sonne rollt freien Ferienalanes, und aus Busch und Baum und Wasser und Luft atmet die Erinnerung an frohe Kindertage.

Das Fräulein.

Ihre Jugend hat sich Jahr um Jahr zwischen Kisten und Kisten und Kisten verkleumt. Dormittags, nachmittags, früher sogar am Sonntag, labraus, Jahr in hat sie im Lagerraum des großen Gebälkes Fradbriefe gelarieden. Buch geführt, Baste gelührt, Buch geführt, Baste gelührt, Fradbriefe gelarieden. Sie freut sich von Jahr zu Jahr auf ihre vierzehn Sommerurlaubstage, die ganz ihr gehören. „Aufs Land“ geht sie nicht, es kostet zu viel. Aber jeden Tag im Urlaub laßt sie sich morgens drei Tassen Schokolade und schneidet sich ein Stück Gualthup dazu. Da laß i' mir niz abach, laßt sie zu ihrer Hausfrau, und dann nach sie eine Stiderer in die Lache, laßt sich ein Bünd Birnen oder Zwetschgen und nimmt das Buch aus der Leibstohel mit. Da ist sie für 14 Tage abonniert. Im weiten lommerionigen Enallischen Garten leht sie sich auf ihre „Bau“, in den Schatten und nabelt zum Zeitvertreib mit blauer und roter Seide an Bergameinicht und Rollen herum. Der Sotischomer wird nie fertig, sie hat schon leht fünf Jahren daran. Jeden Urlaub zwel Rollen und einen Bergameinichtkranz und immer gezer Urlaubsende stauht sie, am Abend, nach Geschäftschluß, will sie daran weiterleiden. Aber da ist sie dann müde und mag nicht mehr und zu Rollen und Bergameinicht gehört ein frobes Urlaubsgemüt. Dazwischen hinein langt sie sich eine Birne oder Zwetschge heraus und dann leht sie wohl ein, zwel Stunden die Stiderer befeite und leht einen Roman.

Sie leht mit wärmster Anteilnahme und hat keinen Reid mehr, wenn eine darin recht allschid wird, und über der Leidenschaft und Liebe, dem Schicksal, Glück und Unglück jener Herzen, die die Dichter im Buch schon langsam am Spiech trehen und zu Ende braten, verahst das alte Fräulein des einen aranen Lebens, das im Gleichmaß der Tage dahinzurann, vor langer Zeit einmal erhebt von irgend einem Hans oder Frana, als man noch an die Liebe glaubte und das Herz darnach Verlangen trug. ... Und die alte, ewia neue Geschichte leht sie nun geruhim im Buch, und jeder herrliche, oder treulose Mann darin ist Hans oder Frana — und jedes gute, liebe edle Mädchen ist ...

Kinder spielen vorbei und irgendwo dudelt ein Leierkasten am Wea; Lana, aber Lana, aber Lana, lang ist's her ... Das alte Fräulein beikt mit Energie einer Birne den Kopf ab und frecht das Blatt mit dem Zeigefinger alait ...

Im Sonnenbad.

Die zwei alten Herren kommen jeden schönen Tag mit dem achten Glodensidua. In gemachtem Tempo lesen sie die Afeider ab und wappnen sich mit der Badeausrüstung: Badeschuh, Handtuch und Schnupftabakdose. Sie prüfen erst lachverständig die Luftwärme, nehmen eine Brille und Feyern dann ihre nicht zu franz geratene Leiblichkeit auf die Duden zu. Der eine trägt zum Schutz gegen den Sonnenlicht einen grünen Hut mit einem wackelnden Gamsbart, der andere hat keinen schon stielich „leer“ friierten Scheitel in ein totes Seiduch eingebunden.

Unter der Brause vollsteht sich methodisch geordnet die Abblüuna, beghint mit der linken großen Zehe und endet an der rechten Knöchel. Der gesundheitliche Schaden wäre nicht abzusehen, wenn die Füße an der rechten Zehe begänne und an der linken Knöchel endete. Dirauf legen sich die beiden auf dem Raten in Dauerlauf; wohlgesäubt, mit wohl-

erwogener Atmung, die Arme ausgebreitet wie Flügel-schlagende Kraniche traben sie dahin: eins — zwei — eins — zwei. Fünf Minuten lang. Dann wird das Viegabrett jors-fällig aufgedreht und man läßt sich — Eile mit Weile — darauf nieder. Und dann bietet man sich der lieben warmen Sonne dar.

„Da gengan i' raus, dö Gastein, dö gftigen“, sagt der eine und breitet die Zeitung aus. Es eriolat eine politische Diskussion, in deren Verlauf die Penker und der Leiter der unterirdischen Staatswagen mit keineswegs rühmenden Urteilen bedacht werden. Sie soll'n nur mit bi'lassen! Da kannst' aber was derleht'n!“ sagt der Gamsbartmann arolend. „Dö tat'n lois'n, mei Plaber. Es a'horat überhaups amal oaner her, der wo amal a großer Politiker waart — da leht's.“ Und er klappt die Zeitung zusammen und legt sie über sein Gesicht. Er hat das Ei des Kolombus entdeckt. Dem Weilen genügt's. Der andere ist friedfertiger und ver-sündet jeden Tag die frobe Wohlthat des Zwölfpromentigen. Er laurt die Zeitung vom Kopf bis zum Fuß nach diesbe-züglichen Nachrichten aus und it vom Wellgertriebe weniger bewegt als von der Stimmwürze. Dann drehen sich beide die Köpfer an, auf gewollterten Hälften zu und duckeln lonnen-durchsielet durch den Derrittas. ...

Die Reize.

Er ist a. D. Ein kleines Mannbl, das sich in der neuen Zeit nicht mehr zurechtgefunden hat. Mit seiner Frau leht er schlecht und recht in der kleinen Wohnung unter altem Dausrat, und es geht halt jeden Monat „arad so rum“. Manchmal bringt die Frau Gerüchte heim von einer Pension-nänselung, aber an der Kaffe lagen sie ihm; später viel-leicht; es leil was im Gang, man habe das was in Anariff genommen. ... Die Kinder haben längst geheiratet und sind fern. Alle Jahr ein — zwei Briefe. Das ist von ihnen Abzig geblieben.

Früher im Urlaub, da haben sie jedes Jahr zusammen eine Reize gemacht, er und die „Mutter“. Nach Tirol, in die Schweiz, eine Donaufahrt, einmal sogar an den Gardasee und an den Rhein. Aber von Jahr zu Jahr wurden die Kinder und die Sorgen größer und die Reizen kleiner. Und zuletzt hörten sie ganz auf. Seit der Pensionierung. Es geht nicht mehr. Die Augusttage werden Erinnerungen. Und wenn die zwei Peut abends beilammen sitzen und vom vielen Fremden-verkehr lesen, dann kommt Reize um Reize aus den früheren Jahren hervor und wird aus den Kästen und Schubläden der Betannanheit geholt. Weißt du noch ...? O, sie haben lo-gern ein Stück Welt gesehen, die beiden, und des Alten Augen haben leht noch einen stüchlichen Schein, wenn er da-von spricht.

Am Sonntagnachmittag holt er seinen Bäderer aus dem Kasten und dann wandert er auf den Karten hundenweit durchs Jnnal, in die Tauer, über den Brenner, an den Bodensee. Aus den dünnen Blättern rauscht Fluß und Quelle, Täler werden schön und weit, und von Berggipfeln arüht ihn der morgende Tag. Seen liegen in blauem Glanz stüchlicher Stunden, aus Bewaldern weht berher Geruch. Und aus den dünnen trodernen Worten des Reizehandbuchs wachsen Häuser am Wea. Kleine lommige Erlebnisse, frohe Stunden, ein auter Wein, eine treffliche Wirtin, ein ge-müthlicher Herrzotwiesel, Reizen, die Vergenossen waren, die Berne die Weite, die dunkelnde Welt. Des Alten Finger geht den Zus- und Realinen nach. Er fährt vom Bahnhof in München weg, ist um 11 Uhr in Ruffein, biegt den k-stelligen Waldleis links ab, laßt alle die „lohnenden“ Aus-sichtspunkte, die unbedeutlichen Abtiege, die schönen Tal-wanderungen, leht ins gut bürgerliche „Goldene Pfannst“ zum übernachten ein und überlegt, was er sich nun als Nach-mittag leistet: den guten Hartantuchen oder das berliche Bozner Kompost um 50 Heller. Und soll er noch eine halbe Tiroler trinken ...?

Er schreibt sich auf ein Blättchen Papier, als gelte es morgen die Reize. Saas- und Fuhrwerkverbindungen, Weae und Straßen auf übersichtl Zeit und Kosten wie eintr, reist, froher Erinnerungen voll, durch swanata Seiten Papier, und erst als er aufblüht und die Frau lächeln leht, die ihm gegen-übersteht, da klappt er seinen Bäderer zu und auch ihn überlegt ein Lächeln an. Aber es ist ein wenig Bitterkeit darin. Bericht, Komm, Alter, laß das Fräulein, lassen wir die alten Bäderer schichten! Ja mein, wir loazieren heut auf der Reuhofer Höb' schon lomalam nach Thalkirchen und grad mit Fleiß lauzen wir uns heut einmal Abblakwirkl zur Beiper. Ged mit Fleiß! Julius Kreis.

Der Hut.

Von Eberhard v. Weittenbiller.

Als Karla den Hut, ein Gebicht von einem Hut, auf dem karridilen Ködchen der Hofrätin sah, war es um ihre Ruhe geschehen. Mit allen Fibern, mit wahrer Gier ver-langte sie nach dem Bein eines gleichen Hirts. Sie machte ihrem Mann den Tag zur Hölle, sie machte sich die Nacht zur Qual, sie marierte die Modistin der Hofrätin, daß sie den gleichen, ganz und gar den gleichen, bis ins Detail gleichen Hut bekomme.

Und endlich beandte die Modistin das Kunstwerk ins Haus. Wie eine Siegerin kam sich Karla vor, die mit wahrhaft imperialistischer Befriedigung krems, langsam erlebtes Land ansetzt. Kaum konnte sie es erwarten, bis die Schachtel geöffnet war, und sie malte sich aus, mit welchem Schid sie den Hut tragen werde, mit viel mehr Schid als die Hofrätin. Schade, daß diese so einen Hut be-kaß, aus dem sie doch — eigentlich — nichts zu machen ver-dant!

Der Hut war ausgepakt. Karlas Augen leuchteten, funkelten, strahlten. Ja! Er glich dem der Hofrätin wie ein Ei dem anderen. Und das heit, befochtende Gefühl des Bekites ergriß Karlas Herz.

Sie feste sich das Kunstwerk auf und wandte sich dem Spiegel zu. — Und erblickte.

Über sie leht sich nichts merken. Und bis die Zähne zusammen. „Es ist gut!“ sagte sie und entließ die Modistin. Dann aber kämpfte sie mit den Fibern, riß sich den Hut vom Kopf und schleuderte ihn in eine Ecke. Warf sich auf das Sofa und besom einen Weintrampf. Es war schendlich, wie ihr der Hut stand, einfach schendlich! Was hatte sie nun von dem Bekit, nach dem sie so heiß verlangt ...?

Sie wurde ernstlich krank vor ohnmächtiger Wert. Und machte ihrem Mann die Tage zur Hölle und sah die Nächte zur Qual und loante die Gebuld der Modistin, die auf ihr Gold wartete, bis zum Äußersten. Als Karla endlich ihrer Genesung entgegenging und ihr von ungefahr der Hut wieder in die Hand kam, da lächelte sie, lochte sie, frechtete sie vor Lachen. Um dieses Hutes willen war sie erkrankt ...? Verächtlich warf sie ihn be-lette.

Der war inzwischen schon ganz unmodern geworden, ganz und gar unmodern ...!

Das Erlebnis in der Rosenstadt.

Skizze von Karl Demmel.

Meister Johann Gutenberg kam in der Fröhe von der Bura des Kurfürsten Adolf II. von Nassau in Eltville ge-schritten. Vom Rhein klag Wassernebel. Die Kirche St. Peter und Paul lud zur Messe. Gutenberg leht im sek-lischen Kleid des kurfürstlichen Hofbeamten, verneigte sich ehrerbietig, wenn er von anderen Bürgern gegrüßt wurde. Noch war es Zeit zum Besuin der Frühmesse. Der Meister der schwarzen Kunst lustwandelte lorenlosen Sinnes durch die Gassen. Stand dann wieder eine Weile still und pfliff einem Vogel einen Triller vor, den das Wogeln im Raum sich wundernd beantwortete.

Erstien Geächts und entblöhten Hauptes durchmaß dann Gutenberg eine Weile später das Kirchenportal. Ein Bürger-mädchen war vor dem Kirchengang dem Meister beegnet: schwarz-braun mit langen Rötten und großen Augen, die Rönne bedenten konnten. Ganz ebenio, wie sie die Meier in den Niederlanden auf ihren Hildern oft dargestollt hatten.

Gutenberg erlocht leht im Vorübergehen und lehte sich in der Kirche so, daß er das Mädchen immer vor seiner Augen hatte. Bis dato hatte er das schöne Mädchen noch nie in den Gassen der Rosenstadt gesehen.

Einmal wandte das Mädchen den Kopf und hieft für eine kurze Spanne Zeit den Blick des bürlichen Mannes aus. Gutenberg hatte nicht acht auf das Wort des Priesters, doch kam es ihm auch wieder sündhaft vor, in der Kirche Aech-spiel treiben zu wollen. Spiel konnte es ja nur sein, da seine Jahre schon geächt waren.

Als die Orgel nach der Messe verklang, ging Gutenberg dem Mädchen wieder nach, das aber bald hinter einem vor-gebauten Balkengebel verschwand war. Später, am Nach-mittagsfest des Fronleichnamtags, erfuhr Gutenberg den Namen des Mädchens: Helinde. Aus Badarach war sie ge-kommen und wollte zu Besuch bei Verwandten in der Rosen-stadt am Rhein.

Am leibigen Tage fügte es auch das Schicksal, daß der kurfürstliche Hofherr Gutenberg mit den Verwandten des Mädchens am Tische saß. Zuweilen scherzte der Meister und war dann wieder mal eine halbe Stunde lang ernst und ver-schlossen. Neugieria wurde er oft nach seiner Druckerkunst gefragt. Gutenberg neigte sich zu Helinde hinüber: „Wollt Ihr nicht einmal in loch geheimnisvolle Werkstatt kommen?“

„Das soll mir eine große Freude sein, aber Meister.“ Gutenberg lächelte zufrieden vor sich hin und sagte: „Kommt dann morgen um die neunte Stunde. Wir werden also zum Besatzungsmann in die Druckerei gehen, wo ich Euch alles weilen will.“

Der Tag verging in Fröhlichkeit. Einmal hatte sich Gutenberg auch ein Herz gefaßt und hat Helinde zu einem Tanz. Das alte Herz des Meisters blüpte trunkenfroh mit ihm auf der Beltwiese, gerade ebenio, wie es die Dubelst-dreier haben wollten.

Mit einer heimlichen Hoffnung stand Gutenberg in dieser Tuninacht an seinem Fenster in der kurfürstlichen Bura. Be-zugliche sich an der Aussprache des Namens Helinde. Schie sich in den freien Verberst und hielt Rede mit seinem Gott: „So laßt schick du mir noch einmal Freude in mein altes Herz? Willst du mir, Gott im Himmel, den Abschied von der Welt noch londers schwer werden lassen?“

Es blieb still im Zimmer. Die Glode im Warturm schlus eins. Mond floh über die Rheinwiesen, als sich Gutenberg mit einem letzten Blick in die Sternennacht zur Ruhe leate. Am nächsten Morgen hatte der Meister schon eine Reile erwartet, als Helinde mit ihrer Baje am Rathaus kam. Bäterlich scherzend schritt Gutenberg neben den beiden her. Romen dann in die dumpfe Druckerwerkstatt des Beldiermins. Gutenberg sah auf alle neualerianen Fragen redlich Antwort. Helinde lochte lachend: „Das Druden leht ja fast so aus, als ob man Wein leiten will.“

„Ja, ein langer Hebelarm muß dazu sein, damit die Frükte die Spindeln herunterbringen. — Adok, len mal ein Blatt auf diesen Sah.“

Der Meister druckte und selgte dann das mit groben, schwarzen Lettern behandene Papier.

Helinde jubelte: „Ei, das ist ja Regenwerk, Meister Gutenberg.“

„Bald möcht' man's meinen. Und ist doch so einfach: hätte jeder doch willen können, gelt?“

„Nun müssen wir beim Meister. Die Tante schilt sonst ara. Habet Dank auch für alles, was Ihr uns da polakel. Werde in Badarach erzählen vom Meister Gutenberg.“

„Wollt Ihr wieder gen Badarach?“

„Nun schon morgen hin. Gebiht Euch wohl, Meister.“

Gutenberg drückte den beiden Mädchen sek die Hand. Sah noch einmal in Helindes dunkle Augen, sah das heim-lische Feuer darin, das einem Manne Rönne bedeuten konnte. Gutenberg wartete die Stunde ab, als der Hofmannen lom und Helinde gen Badarach bringen wollte. Scherz-müthigen Sinnes ging der Meister durch den Morgen. Dann fuhr das schwere Gefährt hinaus. Helindes Anfel gab ihr Geleit. Gutenberg stand hinter dem Stadtor von Eltville und wartete, bis der Wagen durch den Bogen fuhr. Es brannte ihm in der Seele, als er Helindes im Waagen an-sah: wurde: da fuhr seine heimliche Königin. Brad rollt eine Rolle vom Gartensau des Stadtorwärters und wollte seiner heimlichen Königin die als Gruß nachwerfen.

Der Wirt aing leht, die Rofe fiel daneben; die Räder alkten erbarmungslos darüber ...

Der Stärkere.

Von Peter Scher.

Ein Doer kam mit einem Berstner Bosen ins Gespräch über einen wissenschaftlichen Vortrag, dem er am Abend zu-vor beigewohnt hatte: über die Möglichkeit eines Welt-unterganges.

„Ich habe gestaunt“, lochte der Erzähler, der ein Neben-würdiger Herr mit einem klugen Gesicht war. „Ich habe ge-saunt, wie wenig untereinander von diesen Dingen weiß. Wenn man bedenkt, daß in der Milchstraße Millionen von Wel-ten wie Rädenwürme umeinander raizen ... oder daß es eine Zeit gegeben hat, in der noch kein Mensch am Him-mel stand ... und daß die Erde vielleicht in Tademillionen dazu kommt, einen zweiten oder dritten Rönne, wie den ersten, als Trabanten einzufangen ... kurz — es ist wirt-lich zum Erstaunen, und ich kann nur sagen: man wird ganz klein, wenn man das alles hört!“

Der andere hatte während dieser Ausführungen mehr-mals auf charakteristische Art den Kopf hin- und hergewagt. Als jener schwieg, gab er sich einen Ruck, lat einen möcht-igen Zug aus seinem schwarzen Stengel und sagte, indem er mit der geballten Hand auf das Folker leht, unwider-ständig und ganz groß:

„Und der ilachen Sief?“

Welt und Wissen

Die Pflanze als Schutzmann. Man hat öfters beobachtet, daß in nicht gepflegten Obstgärten, in denen allerlei Unkraut und Gestrüch emporwuchert, die Bäume vollkommen frei sind von den verschiedenen Arten von Blattläusen, die sonst die Pflanzen gefährden. Ein englischer Naturforscher, Cecil Carpenter, will diese Erscheinung dadurch erklären, daß es gewisse Pflanzen gibt, die im Haushalt der Natur gleichsam als Schutzleute angestellt sind und die Gefährten in ihrer Nachbarschaft vor den Angriffen von allerlei Schädlingen bewahren. Für diese „Schutzpflanzentätigkeit“ einzelner Pflanzen führt er eine ganze Reihe Beispiele an. So sollen Kletterrosen, die zwischen den Zweigen von Apfelbäumen gewickelt werden, den Obstbäumen einen Schutz gegen Mehltau gewähren. Zweifelslos sind gewisse Pflanzen gegen die Angriffe verschiedener Insekten selbst geschützt und wirken auch auswärts als Wächter für ihre unmittelbare Umgebung. Das goldene Grehörchen für ihre unmittelbare Umgebung. Das goldene Grehörchen für ihre unmittelbare Umgebung. Das goldene Grehörchen für ihre unmittelbare Umgebung.

Das häßliche Gift. Es gibt Gifte, die bereits in so unmerklicher geringen Dosen wirken, daß ihre unendliche Kleinheit ebenfalls immer zu begriffen ist wie die ungeborene Größe der astronomischen Zahlen. Es beläuft sich nach Angabe der „Amidbau“ die ganze Toxmenge der Schilddrüsen von der eine große Anzahl der normalen Funktionen des Menschen abhängen, auf wenige Mikrogramm. Auch die Vitamine wirken in ganz kleinen Dosen. Schlangengift ist in einer Menge von wenigen Milligramm bereits tödlich für einen Menschen. Ähnliches gilt von Diphtheriegift. Aber auch das Schlangengift ist nicht das häßliche Gift, wie man lange Zeit glaubte. Es wird noch weit übertroffen durch das Gift des Bacillus botulinus, der die so überaus gefährlichen Fleiß- und Konserndvergiftungen hervorruft. Die Mücke des Giftes für eine Maus ist mit 0,000000 Kubikzentimeter berechnet worden. Durch die Säure des Magenkaftes wird die Dosis auf die minimale Zahl 0,003 mit 16 Nullen davor verringert. Beim Menschen ist die tödliche Menge des Giftes einige tausendmal größer als bei der Maus; aber sie stellt auch noch eine unendliche kleine Zahl dar. Von dem Gift des Bacillus botulinus würde ein Teelöffel genügen, um ein ganzes Volk zu vergiften.

Das Gehirn der Biene. Die schwierige Herstellung mikroscopischer Gehirnpräparate bei Insekten hat es mit sich gebracht, daß man erst jetzt dazu kam, die Gehirne dieser Tiere als Modell für die Intelligenz zu verwenden. Bei den Bienen ist dies aber nun durch langjährige Forschungen gelungen, und über die Ergebnisse berichtet Hermann Kadenot in der „Amidbau“. Die sogenannten „intelligenzähnlichen Körperchen“ der Insekten enthalten das Intelligenzorgan, und zwar ist das Intelligenzorgan äußerlich ein mehr oder weniger umfangreicher Hohlraum, der durch eine von oben her einschneidende Furche in zwei Kuppen verlegt wird; im Innern dieser Kuppen befinden sich die an gestielte Bläschen erinnernden, nach allen Richtungen nervenansendenden Intelligenzorgane. Betrachtet man die „Becher“ genannten Vertiefungen der Weibchen mit denen der Arbeitsbiene, der Köhlerin und der Drohne, so findet man, daß die Hohlkammer jener Becher in der genannten Reihenfolge immer flacher, die Wände immer dünner werden. Die Größe des Intellektes braucht mit dem Umfang dieses Intelligenzorgans durchaus nicht im parallelen Verhältnis zu stehen. Die Honigbiene und die großen Sozialbienen haben a. A. ein viel kleineres Gehirn als die Zwergbiene und die kleine Weibchen. Auch die Form und Größe des Gehirns ist von seinem Einfluß auf die Größe des Gehirns und die Stelle, die das betreffende Tier in Bezug auf seine Intelligenz einnimmt. Die Weibchen haben bei den Bienen durchweg ein entwickelteres Gehirn als die Männchen, die sozial lebenden ein reicheres als die einselnden Arten. Hochinteressant ist es, wie der höhere oder niedere Grad der Veranschaulichung bei den sozialen Insekten sich in der Verteilung des Gehirns ausdrückt. Den ersten Platz nehmen in dieser Hinsicht nach den Forschungen des Freiburger Professors Armbruster die Hummeln ein, den zweiten die Wespen und den dritten die Sozialbienen. Die Sozialisierung ist bei den Sozialbienen am weitesten vorangeschritten, und deshalb bleibt für die Entwicklung des Einzelintellektes wenig Raum. Bei den Wespen ist die Weibchen bedeutend geringer, und für die individuelle Betätigung des einzelnen Tieres bleiben mehr Möglichkeiten. Bei den Hummeln aber finden wir die geringste Weibchenzahl, und hier werden sämtliche Antriebe an die Betätigung des einzelnen Tieres abgeleitet. Deshalb ist ihr Gehirn am reichsten ausgebildet. Jedenfalls ist die Kanarienvogel, die nach dem Intelligenzorgan im Gehirn der Insekten aufgestellt werden ist, ein wichtiges Mittel, um unsere Kenntnisse vom Leben der Insekten zu vertiefen.

Sammler-Ecke

Die hohen Briefmarkenpreise. Die Preisentwicklung, die sich überhaupt auf dem Sammelmarkt geltend macht, hat auch die Briefmarken stark beeinflusst. Die Oberlandesgerichtspräsident Lindenberg in der „Deutschen Briefmarken-Zeitung“ ausführlich, haben die Briefmarkenpreise eine Steigerung erfahren, die den meisten Sammlern Überbretend gekommen ist. Im Zusammenhang mit dieser „Briefmarken-Welle“ hat sich die Spekulation mehr und mehr dem Markt der Volkswirtschaft zugewandt, und gar viele glauben, daß man hier sein Geld ausbringen anlassen kann. Nun ist allerdings mit der ganz ungeheuren Ausdehnung, die das Briefmarkensammeln in den letzten Jahren erfahren hat, die Nachfrage nach Marken ungemein gestiegen, und damit hat sich der Preisstand im allgemeinen erhöht. Wie man auf allen anderen Gebieten die höchsten Summen für erstklassige Gegenstände zahlt, so werden auch in der Philatelie die besten Marken in tadellosen Stücken und nicht nach in sogenannten „Kabinett- und Prachtstücken“ außerordentlich bezahlt. Aber im allgemeinen ist doch auch auf dem Briefmarkenmarkt die Hand nur ein Scheinbild, denn die hohen Preise sind zum weitaus größten Teil auf unsere jetzt so reich vorhandene Geldmenge zurückzuführen, und das Sinken unserer Markta macht sich besonders auf dem Briefmarkenmarkt bemerkbar, da ja die

Reizwertigkeiten, mehr als manche anderen Gegenstände der Sammelbegehrtheit, ein internationales Handelsobjekt geworden sind. Betrachtet man die hohen Briefmarkenpreise in diesem Gesichtspunkt, so halten sie sich vielfach noch in verhältnismäßig bescheidenen Grenzen. Die Briefmarkenkataloge haben aber in kürzester Zeit sehr bedeutende Zuschläge zu ihren Grundpreisen hinzugefügt, und da findet man allerdings manchmal Preise, die ungemein hoch sind. Diese Katalogpreise sind höher als die Summen, die auf den letzten Versteigerungen erreicht wurden, obwohl gerade bei Auktionen bekanntlich meist recht hohe Preise erzielt werden.

Neue Bücher

Kabelais: „Gargantua und Pantagruel“, verfaßt von Engelbert Deguar und Dr. Coglog (Albert Dönges, München). Humor und Satire des Mittelalters waren von einer Dürre, an der gemessen die Erzeugnisse heutiger Epochenmacher direkt hartlos erscheinen. Am lebhaftesten aber zeigt sich dieses französische Kabarett, welches Rabelais und Rabelais zu Neuen, in dem Rabelaisroman seines Zeitalters mit der Sprache umzugehen. Seine Patienten, für deren Erleichterung er die uralte Geschichte vom Riesen Gargantua, dem Sohn und Nachfolger Pantagruel und dessen tremen Begleiter Panurg schrieb, müssen auf beide Wortbilder besonders lebhaft reagiert haben. Der Erfolg solcher Lektüre hat sicherlich die Erwartungen des Dichters erfüllt, denn er schrieb die einzelnen Bücher des manköpfigen Werkes nacheinander und sagte seine unbeschränkte Gerechtigkeit zur Prüfung von immer neuen Wartungsgelassen zur Erläuterung von Abenteuerern ebenselbständiger Art. Die Übersetzer haben uns unter Weglassung aller grotesker Weltanschauungen einen auch aus verhältnismäßig Rabelais gegeben, dem man, sofern man sich nicht gleich beim ersten Anblich übernimmt, gern seine dankbare Aufmerksamkeit für einige erlebte Stunden zuwenden wird.

Rudolf Greinz: „Der heilige Barockkristall“. Eine heitere Legende. (V. Sandmann, Verlag Leipzig). Dieser lehrreiche heilige heilt noch in seinem Kalender, obwohl sein Geist, mehr als verlangt wird, zu jenen ist. Rudolf Greinz hat sich mit Erfolg bemüht, ihm ein würdiges Denkmal zu setzen. Er ließ den Vater Hilarius, der sich mit einer Festschrift über das Thema: „Barock und Barockismus der Mensch das allergrößte Kindheit ist“ einführte, die Legende vom heiligen Barockkristall schreiben. Wie dieser, auf dem Amboßhammer durch die Hand rettend, Jünger wickelt und findet, das ist mit so ergötzlicher Dürre gezeichnet, daß wir mit einer Wajhähnung der Erlebnisse dem Leser nicht den Genuß des süßen Trübsal vorweg nehmen möchten.

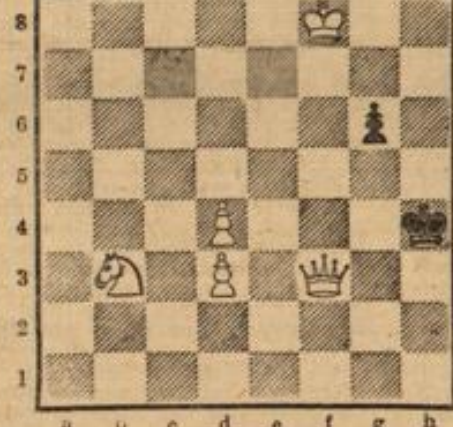
Ina Seidel: „Das Labrynth“. Ein Lebensroman aus dem 18. Jahrhundert. (Eigen Verlags Verlag in Jena.) Die bisher besonders als Verfasserin von Novellen bekannte Dichterin Ina Seidel, die Schwiegermutter Heinrich Heines, die Gattin des Dichters Heinrich Heine, hat sich mit diesem breit angelegten Roman nun auch der epischen Dichtung zugewandt. In dem Lebensroman des bekannten Weltkrieger und Jockers Georg Föhler, der schon als halbes Kind Cooks zweite Südpolexpedition mitmachte, dann als Engländer ein führender Gelehrter und als Politiker durch seine Stellung als Repräsentant

Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von R. Wedesweiller.

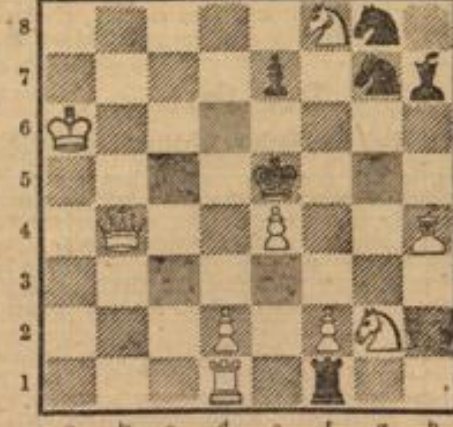
331. E. Schellenberg in Wiesbaden.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kf8, Df3, Sb3, Bd3, d4; Schwarz: Kh4, Bg6.

332. S. Steiner in Wien.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ka6, Db4, Td1, Lh4, Sf8, g2, Bd2, e4, f2; Schwarz: Ke5, Tf1, Lh7, Sg7, g8, Be7.

331. Diese Aufgabe und auch Nr. 329 sind entnommen der englischen Schachminiaturen-Sammlung: „77 Chess Miniatures in Three by E. Wallis“. Ein Seitenstück unserer Blumenthalschen Sammlung, enthält aber nur Dreizüger. In seinem überaus bequemen, schmalen Taschenformat und seiner vorzüglichen Ausstattung eines der besten Problemsammlerwerke äußerlich und innerlich, das in England weit verbreitet ist und sich inhaltlich mit der deutschen Sammlung größtenteils deckt. Es ist für unseren einheimischen Schachkomponisten recht ehrenvoll, einen Platz in dieser Sammlung gefunden zu haben, die vom Guten nur das Beste ausgewählt hat. Nr. 331 ist von intimer Reiz, aber nicht schwer, da man kaum einen Augenblick im Zweifel sein kann, welcher Stein anzieht. — 332. Im diesjährigen ersten Turnier der Arbeiter-Schachzeitung mit dem ersten Preis ausgezeichnet. Auch hier ist der Schlüssel zug nicht allzuschwer zu finden. Schwarz hat danach eine ganze Anzahl scheinbar kräftiger Verteidigungsmöglichkeiten, deren überraschender Widerlegungen der schönen Aufgabe zum verdienten Erfolg verhalten.

tant und Delegierter des republikanischen Rates in Paris der Kadaver bekannt blieb, zeichnet sie nicht nur die farbige bemalte Oberfläche des Lebens, sondern auch die dunkel durchscheinende Schicksalslinie aus trübster Kindheit her, das verhäulte Geheiß im Verborgenen des einzelnen wie der Völker und gibt damit biographische Wirklichkeit und deutende Dichtung zugleich. Überaus berührend besonders in den zahlreichen Zeitporträts wie im ganzen lebendigen Zeitbild die tiefe Verwandtschaft mit unserer eigenen, ebenfalls erschütterten und dunkel ein Neues suchenden Gegenwart.

Hans Dominik: „Die Nacht der Drei“. Ein Roman aus dem Jahre 1932 (Erich Reiß Verlag — Aug. Scherl-G. m. B. D., Leipzig). Politische und technische Zukunftsmöglichkeiten weiteten sich nach Norden hin als Wirklichkeit gezeichnet. Zwei amerikanisch-japanische Kriege sind geschlagen. Die „Englisch-Sprecher“, die Amerikaner und Engländer treten zum entscheidenden Zweikampf um die Welt Herrschaft an. Inzwischen ist es drei Männern gelungen, das Problem der technologischen Konzentration zu lösen, d. h. die im freien Raume gebundenen ungeheuren Kräfte nach Belieben zu entfesseln. Diese Nacht greift nunmehr in den Gang der Handlung ein. Ein Buch von atemberaubender Spannung und dabei von wissenschaftlichem und technischem Interesse, wie seit Kellermanns „Tunnel“ noch keines wieder erschienen ist.

„Die Offenbarung der Musik“. Eine Apokalypse Friedrich Nietzsches. Von Walter Dahms. (Ausgegeben mit dem Nietzsche-Preis.) München. Wagner-Verlag. Durch diese Offenbarung wird der berühmte Philosoph für so manche Leser in ganz neuem Lichte erscheinen. Dahms zeigt uns, den Künstler Nietzsche schenken und leben. Denn — meint er — wenn je in einem Menschen, der nicht gerade muß schöpferisches Genie war, so hat sich in und durch Nietzsche die Musik offenbart. Nietzsches eigenes Musikverständnis mag belanglos sein; für die Beurteilung seiner Persönlichkeit bleibt es wertvoll. Die jugendliche Kraft der Musik hat Nietzsche ebenfalls bis in die letzten Tiefen empfunden und angefochten: die Musik ward ihm Erlebnis. Wie schön sind seine Urteile über die großen Meister! „Bei Beethoven ist uns zu Mut, als ob wir dabei wären, wie Gott die Welt schuf“; und so auch sein Blickgefühl bei Mozarts glücklicher Musik; seine Aussprüche über Chopin, Mendelssohn — diesen können Zuhörer in der Musik — und Kob. Schumann. Und denn eine gewisse Abkehr von der engsten menschlichen Romantik: „Der Fall Wagner“! Die erst so gewaltige Anziehungskraft und die spätere Scheidung der Selber: dies Verhältnis der beiden großen Meister — ist durch Walter Dahms Untersuchungen in höchst feinsinniger Weise erläutert und erscheint letzten Endes als eine Naturnotwendigkeit. Der Ausdruck an Wagners „Schwermüdigkeit“ fand in allen jenen Gegenständen Nietzsches von Grund aus „dionysischem Empfinden“, seinem Glauben und seiner „Sehnsucht nach dem Ewigen“. Diese Sehnsucht fand Nietzsche schließlich zu einem großen Teil in Wagner „Garnen“ gefüllt. Mit einer Mahnung für die Zukunft schließt die Offenbarung: Rückkehr zum „Gedanken“ in der Musik, zum „ästhetischen Empfinden“ in Nietzsches Sinne. Niemand wird Dahms' preisgekrönte Nietzsche-Apokalypse ohne das größtmögliche Interesse lesen. O. D.

„Erste Hilfe bei Unfällen und plötzlicher Lebensgefahr“. Von S.-K. Dr. Loewe. (Verlag C. C. Reinhold u. Sohn, Dresden-A.) Das aus der Praxis geschriebene Buch verfolgt den Zweck, in allgemein verständlicher Form jedermann in das Gebiet der ersten Hilfeleistung bei Unfällen und plötzlichen Erkrankungen bis zum Eintreffen des Arztes einzuführen und ihm im Notfall zweckmäßige Ratsschläge für die erforderlichen Maßnahmen zu erteilen.

Partie Nr. 139.

Aus dem Hauptturnier des Deutschen Schachkongresses 1932. Lauferspiel.

Weiß: Wildelau; Schwarz: Rotenstein.

1. e4, e5; 2. Sf3, Sf6; 3. Le4, Sxe4; 4. 0-0? (Sx04 war besser), d5; 5. De2, Sc6; 6. Lb5 (schon Tempoverlust), Ld6; 7. d3, Sf6; 8. Sxe5, 0-0; 9. Lxc6? bxc6; 10. Sxc6, Dd7; 11. Sa5? Da4; 12. Sb3, Tfe8; 13. Dd1, Dh4; 14. f4, Lg4; 15. g3, Dh3; 16. Tf3, Lx3; 17. Dxf3, Tel+; 18. Kf2, Df1#.

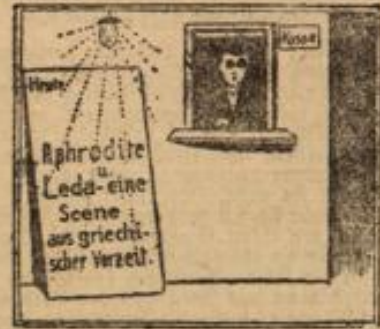
Lösungen.

325. 1. Dd2, Sxd2; 2. Tc5+; anderes leicht. — 326. 1. Sd6, Lxd6; 2. Le5, Lx8; 3. LxL oder Lf3. — 327. 1. Sf1, h3; 2. Sg3+, Kxh2; 3. Sf1+, Kh1; 4. g4, h2; 5. Sg3#. — 328. (A. Mari.) 1. Sd4. — Löserliste: Herren F. S., E. K., Dr. Schm., E. Beiz, Dotzheim.

Rätsel

Problem „Die Kinokasse“.

Die Lösung ergibt die Namen der berühmten Filmkünstlerin.



Zahlenrätsel.

An Stelle der nachstehenden Zahlen sind Buchstaben zu setzen, so daß Wörter von nebensünder Bedeutung entstehen. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter von oben nach unten gelesen lauten dann gleich der ersten Zeile.

- 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 = Stadt in Korea,
2 5 6 6 5 8 = Gebäck,
3 5 8 8 0 = Musikinstrument,
4 5 3 4 1 = Fisch,
5 9 4 5 7 = Pflanze,
6 0 2 5 8 = Nebenfluß des Rheins,
7 8 6 5 = Baum,
8 5 2 2 5 9 2 = französischer Staatsmann,
9 0 2 2 5 = Theaterstück,
0 2 1 2 5 5 = Meeresteil a. d. deutsch. Küste.

Silbenstreichrätsel.

In jedem der nachstehenden 8 Wörter ist je eine Silbe zu streichen. Dieselben ergeben im Zusammenhange ein Sprichwort. — Luderitz, Augenlid, Dachhase, Rubensaft, Kurfürst, Mütze, Saib-i, Neger.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 458:

Bilderrätsel: Bleib im Land und nahr' dich redlich. — Silbenrätsel: 1. Walküre, 2. Ezel, 3. Rezensent, 4. Mitränk, 5. Indigo, 6. Tedeum, 7. Deidesheim, 8. Egmont, 9. Meridian, 10. Lorelei, 11. Ente, 12. Berlioz, 13. Efeu, 14. Neckar, 15. Salomo, 16. Plutarch, 17. Jahrhundert. Wer mit dem Leben spielt, kommt nie zurecht!

Richtige Lösungen sandten ein: Walter Gieroch, Werner Harbach, Alfred u. Jutta Lühöf, Erika Lugenbühl, Ely Luft, Martha, Heinrich u. Julius Plusch, Eila, Alwine, Erika u. Irma Marg. Reiber, H. v. Stragendorff, Franziska u. Eva Zaun, Anna Bartoch, sämtlich in Wiesbaden; Toni Sommer in Sonnenberg; Gustaf in Kiedrich.